**Zeitschrift:** Zürcher Taschenbuch

**Herausgeber:** Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde

**Band:** 61 (1941)

**Nachruf:** Erinnerungen an Bundesrat Dr. Robert Haab : 8. August 1865 bis 15. Oktober 1939

**Autor:** Bertheau, Theodor

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 09.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Erinnerungen an Bundesrat Dr. Robert Haab.

## 8. August 1865 bis 15. Oktober 1939.

Von alt Oberrichter Dr. Theodor Bertheau.

---

Robert Haab war 1865 in Wädenswil geboren und verbrachte seine Jugend in dieser größten am Zürichsee gelegenen Gemeinde; er fühlte sich, auch wenn er mit seinen engeren Mitbürgern nicht zu jeder Zeit und in jeder Hinsicht harmonierte, doch stets als Wädenswiler, und er war auch ein ganz richtiggehender Wädenswiler, sogar bis auf das näselnde Sprechen, das vor 50 und 60 Jahren eine Eigentümlichkeit der Bewohner Wädenswils war, sich nun aber meines Wissens verloren hat. Wädenswil und Umgebung ist übrigens die Gegend, aus der, neben Winterthur und seinem Umkreis, die Eidgenossenschaft die zürcherischen Bundesräte, mit zwei Ausnahmen (Dubs und Meyer), zu beziehen pflegte. Was ihn bestimmte, nach der Sekundarschule das kantonale Gymnasium in Zürich zu beziehen und sich dort auf das Universitätsstudium vorzubereiten, weiß ich nicht; vielleicht hat die energische und eher selbstherrliche Mutter die Fähigkeiten ihres Sprößlings besser erkannt und zu fördern unternommen, als der bescheidene und etwas stille Vater, wie es ja wohl auch die Charaktereigenschaften der aus dem Kanton Schaffhausen stammenden Mutter waren, die das innere Wesen Haabs bestimmten.

Es wird sich mit dem Juristen nicht anders verhalten als mit den übrigen Berufsleuten; die meisten erlernen ihr Metier nicht, weil sie sich dazu hingezogen fühlten, sondern irgend ein Umstand, im besten Fall Tradition, meistens aber bloßer Zu-

fall, führt sie ihrem Berufe zu. Ich glaube nicht, daß Haab als Gymnasiast auch nur einen Augenblick gezweifelt hat, daß er Jurisprudenz studieren werde. Der Verlauf seiner Karriere hat seine Berufswahl völlig gerechtfertigt. Aber was an der Jurisprudenz hat ihn angezogen? Von allen akademischen Berufen ist, wie mir scheint, die Juristerei der einzige, von dem der absolvierte Gymnasiast in der Regel auch nicht die entfernteste Ahnung hat, und es wird häufig genug vorkommen, daß das Verständnis für sie erst durch die Praxis geweckt wird, also frühestens vier oder fünf Jahre nach der Maturitätszeit. Man studiert wohl in der Regel Jurisprudenz, weil es elterlicherseits gewünscht wird und irgendein Interesse für Medizin, Theologie usw. nicht vorhanden ist. Wenn es aber eine Art innerer Berufung sein sollte, die den jungen Mann zum Studium der Jurisprudenz bestimmt, so ist es wohl ein Drang zur Unterscheidung; man will auf dem Wege über die Unterscheidung zu einer Erkenntnis und der daraus fließenden Beherrschung der Materie gelangen. Falls dies richtig sein sollte, so hat Haab, als Jurist angesehen, sich folgerichtig entwickelt. Er war kein juristischer Gelehrter, und ich glaube nicht, daß ihn die Probleme der Zivilistik oder des Strafrechtes stark bewegten. Aber in der kleinstaatlichen und in allen Nebensächlichkeiten sehr verschieden gestalteten Schweiz, die wohl in der alten Zeit ehren- und nicht berufsamtlich verwaltet und regiert war, muß es für einen klaren Kopf interessant sein, das in Bund und Kantonen in Entstehung und in Fluß befindliche, der Gestaltung und Regelung bedürftige Material durch die juristische Unterscheidung und das aus ihr entstehende Licht zu erkennen und ihm den natürlichen und zweckmäßigen Weg des Abflusses anzuweisen. Eines der wichtigsten Mittel, den Dingen der Verwaltung ein Licht aufzustecken, hat Haab allerdings verschmäht, und das ist die Schaffung einer wirklich unabhängigen Verwaltungsrechtspflege, in welchem Punkte uns andere Staaten weit voran sind; hier zeigte sich die Besorgnis des schweizerischen Regierungs- und Verwaltungsmannes, im einzelnen Falle seine persönliche Auffassung, auch wenn sie bloße Willkür ist, nicht zur Geltung bringen zu können. Die Einsicht, daß er in jedem Falle an das Gesetz gebunden sein müsse, geht ihm noch häufig ab oder wird direkt verneint. Abgesehen von diesem in absehbarer Zeit noch nicht verschwindenden Mangel unserer Verwaltungs- und

Regierungskunst war aber Haab der alten, in den Kantonen gelegentlich noch liederlichen Verwaltungsweise durchaus abhold; er sah ein, daß die neuerlichen Entwicklungen die Sichtung durch Männer mit klarem Verstande, wie er durch das juristische Studium herangebildet werden soll, notwendig machten, und er traute somit dem Juristen mehr als dem Techniker oder bloßen Routinier und Bürokraten. Nicht gerade viel scheint er auf den Nationalökonomen gehalten zu haben; er drückte mir wiederholt seinen etwelchen Abscheu vor ihnen aus, wozu allerdings zu bemerken ist, daß ein beträchtlicher Teil seiner Wirksamkeit in die Zeit fiel, da in der Nationalökonomie alles drüber und drunter ging.

Haab begann also seine praktische Tätigkeit im Besitze eines unterscheidenden und regulierenden Verstandes, und auf den Mund gefallen und schüchtern war er bekanntlich auch nicht. Er ließ sich, was auf jeden Fall damals noch Brauch war, und es wohl auch heute noch sein sollte, in seiner Heimatgemeinde nieder, wo er jedes Haus und jeden seiner Bewohner kannte und wußte, was mit ihnen los war. Diese Verbundenheit mit der heimischen Erde, die damals noch nicht eingetretene Verstädterung nicht bloß der gebildeten, sondern der Landbevölkerung überhaupt, ermöglichte den jungen Leuten jener Zeit, wenn sie das sachliche Interesse oder den Ehrgeiz, oder beides zusammen besaßen, eine Tätigkeit, besonders in den großen und ansehnlichen Gemeinden, die sowohl dem allgemeinen Nutzen wie der politischen Heranbildung der aufgeweckteren Jugend höchst zuträglich war. 1895 wurde Haab als Gemeindepräsident von Wädenswil gewählt. Ueberblickt man die lange Reihe der Gemeindepräsidenten, namentlich aus den Seegemeinden, wie sie sich seit Jahrzehnten präsentiert, so nimmt man darunter zwar viel Eigenwilligkeit und nicht immer große Neigung zu pünktlicher Gesetzesbeachtung wahr, aber unter ihnen befanden sich viele treffliche Männer, die ihrer Gemeinde gut anstanden, ihr alle Ehre machten und sie in guter Ordnung hielten, nach dem Prinzip: je demokratischer, um so autokratischer. Haab war nach seiner ganzen Art nicht anders als die meisten seiner Kollegen, das praktische Leben sorgfältig beobachtend und daraus seine Lehren ziehend, daher klug, vorsichtig und, wie es bei einem richtigen Seebuben nicht anders sein kann, lebhaften Sinnes und zu irgendwelchen guten Unternehmungen in seiner Ge-

meinde und ihrer Umgebung stets aufgelegt. Das Völklein sieht die Beweglichen unter seinen Betreuern gerne. Vergleicht man Heutiges mit Früherem, so bemerkt man, wie in ziemlich raschem Tempo an Stelle der alten, bodenständigen Selbstverwaltung durch nichtbesoldete Gemeindegenossen der berufsmäßige Gemeindeschreiber, Steuersekretär, Gemeindeingenieur usw., jeder mit seiner Kanzlei, tritt, also alles regelrecht besoldete Berufsbeamte, demnach recht starke Ansätze zu einer beamtenmäßigen Bürokratie, die vielleicht in einer nicht allzu fernen Zukunft, im Bündnis mit ihren Geistesverwandten in Kantonen und Bund, die gesamten öffentlichen Angelegenheiten in ihre Finger bekommen wird. Gegen diese Entwicklung ist kein Kraut gewachsen, auch die Wahl der Behörden durch das Volk bildet kein Heilmittel; je mehr sich die Oeffentlichkeit mit Aufgaben belastet, um so sicherer ist der Untergang der Selbstverwaltung, die der stärkste Pfeiler der altschweizerischen Demokratie und der Demokratie überhaupt ist.

Unter Haabs Leitung hat wohl die Gemeinde Wädenswil gute Zeiten erlebt; es war ja auch noch die Zeit, als nicht die Fürsorge und Unterhaltungsansprüche die Hauptsorge bildeten, sondern die Henne, welche die goldenen Eier legte, sorgsam gepflegt wurde. Die Grundlage seiner ökonomischen Existenz und damit seiner persönlichen Freiheit und Unabhängigkeit in seiner Gemeinde bildete die Advokatur, die zu seinem ganzen Wesen gut paßte. Aber er war eben „wendig" und anpassungsfähig; als das kantonale Gericht einer Vermehrung seiner Mitglieder bedurfte, sattelte er von der Advokatur in die Richterei um und ließ sich in das Obergericht wählen. Zehn Jahre hatte er in der Gemeindeverwaltung gearbeitet, gelernt und Erfahrungen gesammelt, und seine Beziehungen im Kantonsrat, wo man schon längst auf ihn aufmerksam geworden war, verschafften ihm die Möglichkeit, Mitglied des Verwaltungsrates der Südostbahn und des Elektrizitätswerkes Wädenswil zu bleiben, was für seine spätere Karriere nicht ohne Bedeutung war. Im Kantonsrat machte er übrigens in seiner Wädenswiler Periode nicht völlig mit dem großen Haufen der Liberalen und Freisinnigen mit; er gehörte zur Fraktion Scheller, einer etwas konservativ gerichteten kleinen Gruppe innerhalb der liberalen Partei, die sich allmählich verflüchtigte. Ein gewisser konservativer Zug blieb aber an ihm haften. Haabs oberrichterliche Tätigkeit

dauerte acht Jahre und verlief ohne besondere Ereignisse; hervorzuheben ist allenfalls, daß sich zu jener Zeit die zürcherische Singularität herausbildete, das Amt des Obergerichtspräsidenten, das bis in die 1890er Jahre jeweilen bis zum Tode oder Rücktritt von der nämlichen Persönlichkeit bekleidet worden war, in ein alle zwei Jahre den Träger wechselndes umzubilden; eine um so weniger angebrachte Neuerung, als gerade vorher der früher gesetzlich vorgeschriebene Wechsel in der Besetzung der regierungsrätlichen Direktionen abgeschafft worden war und das Obergericht eine recht umfangreiche Justizverwaltung zu besorgen hatte, in der dem Obergerichtspräsidenten, angesichts des sich stets vermehrenden oberrichterlichen Kollegiums und der gerne etwas stagnierenden Rechtspflege, eine gewisse Rolle hätte zufallen können, wenn ihm die Zeit dazu eingeräumt gewesen wäre; vielleicht hätte sich aus der aufgehäuften richterlichen Asche wieder einmal ein Friedrich Ludwig Keller erhoben. Ich erwähne diese sonderbarliche Bestellung des Obergerichtspräsidiums nur nebenbei; Haab hat sich hierum nicht weiter gekümmert. Den damals nicht wenigen ehrgeizigen jungen Leuten des Obergerichts mag diese Neueinrichtung gedient haben, der Justiz und ihrer Verwaltung nicht.

Auch die Militärkarriere Haabs verlief ohne besondere Ereignisse. Er brachte es zum Major, aber seinem weiteren Avancement wurde frühzeitig durch eine Krankheit, die sich leicht hätte wiederholen können, ein Ende gemacht. Er erzählte gern von seiner militärischen Dienstzeit. Mitgeteilt sei bloß ein Vorfall, weil er für seine Auffassungen und den damaligen Dienstbetrieb überhaupt bezeichnend ist. Haab war Adjutant in irgendeiner Abteilung, und sein Kommandant befahl ihm einmal, einem militärischen Sünder zu eröffnen, er könne auswählen, ob er die über ihn verhängte Disziplinarstrafe so oder so erstehen wolle. Haab meldete die Ausführung des Befehles und die Antwort des Delinquenten, worauf der Herr Kommandant ergrimmt erklärte, jetzt werde die Sache gerade anders gemacht, und Haab befahl, dies dem Soldaten mitzuteilen. Nun remonstrierte aber Haab, es entspann sich ein Wortgefecht, und der Kommandogewaltige sagte schließlich zu seinem Adjutanten, wenn er nicht gehorche, werde er ihn vor Kriegsgericht stellen, was Haab mit den Worten parierte: „Und ich bringe die ganze Geschichte in die Zeitung“, worauf der Herr Kommandant er-

bleichte, und die Angelegenheit, auch soweit sie den Soldaten betraf, war erledigt. Man begreift dies, wenn man bedenkt, daß der Herr Kommandant dem Nationalrate angehörte. Seither sind mehr als vierzig Jahre vergangen, und die Ansichten über dienstliches Verhalten haben sich wohl unten und oben einigermaßen geändert.

In den Regierungsrat wurde Haab gewählt im Frühjahr 1908. Ich glaube nicht, daß ihm der Abschied aus dem Obergericht schwer gefallen ist. Seine Zugehörigkeit zu dieser letzteren Behörde mit ihrer soliden und ziemlich schwerfälligen, heute bereits altmodisch anmutenden Arbeitsweise hat ihm zwar wohl genützt, was er auch stets anerkannte, aber sein Sinn war mehr auf lebendiges Zugreifen und Handeln als auf ebenmäßige und ruhige Kontemplation gerichtet, welche die Richterei erfordert. Zwar machte auch der Regierungsrat damals keine großen Sprünge, sondern er pflegte, vor den seitherigen großen Kriegen, eine geruhsame Tätigkeit selbstzufriedener und mehr oder weniger achtbarer Verwaltung. Aber sie war doch wesentlich bewegter als die obergerichtliche Tätigkeit, die Haab mit seinem tatendurstigen und unternehmungslustigen Sinne gewiß auf die Dauer langweilig geworden wäre. Zudem stand ja nirgends geschrieben, daß er nunmehr seiner Lebtag Regierungsrat bleiben werde, und für sein Weiterkommen war die Stellung als Regierungsrat im Kanton Zürich, wo es immerhin lebhafter zugeht als in den meisten andern Kantonen, doch ein gutes Sprungbrett. Hier ist wohl der Platz, auf den Ehrgeiz, der ihn beseelte, hinzuweisen. Er bestritt nämlich seinen Ehrgeiz, wenn man darauf zu sprechen kam, aber er wußte, daß ihm hier nicht mancher glaubte. Am ehesten war er in diesem Punkte vielleicht verwundbar, wenn irgendeine Ueberflügelung etwa durch einen ungefähren Altersgenossen sich zeigte oder zu zeigen schien: das liebte er nicht. Im übrigen ist jedoch nicht einzusehen, weshalb er nicht hätte ehrgeizig sein sollen. Die Fähigkeiten waren vorhanden und nicht geringe, und sein guter Verstand und die Einsicht in die praktischen Verhältnisse haben ihn davor geschützt, sie zu mißbrauchen, wie es etwa vorkommt. Er lehnte also für seine Person den politischen Ehrgeiz ab und meinte, sein eigentliches Wirkungsfeld sei die Verwaltung. Möglich, aber Politik und Staatsverwaltung sind meistens kaum zu trennen und zusammengenommen ergibt sich, was man Regierung

nennt. Und er hat gerne regiert, dies war sein Element; er hatte eben den Drang, sich in politischen Angelegenheiten geltend zu machen und damit seine politische Auffassung und sich selbst durchzusetzen, vorab in der ihm speziell zugewiesenen Tätigkeit, aber auch in den die Gesamtregierung betreffenden Fragen. Erinnere ich mich recht, so hat er mir selbst gesagt, daß er sich als Bundesrat die Berichte der schweizerischen Gesandtschaften genau ansehe oder angesehen habe; mit seinem scharfen Verstande wird er die Schwierigkeiten der zu behandelnden Fragen und wohl auch nicht selten den möglichen Ausweg aus der Kalamität gefunden haben. Zwar galt er nicht als Schweiger, das ist aber nicht mißzuverstehen, er verstand nämlich das Schweigen ausgezeichnet. Ich erinnere mich, daß sich Haab gegen Ende 1918 über die damaligen Versuche der Alliierten zur Friedensgestaltung ganz ungezwungen aussprach, aber um Ostern 1919, als sich herausgestellt hatte, daß der Schweiz auch einige Püffe zugedacht waren, welche die offizielle Schweiz einzustecken gedachte, hüllte er sich in ein an ihm ungewohntes Schweigen. Darüber ließe sich noch mehreres sagen. Im übrigen ist es richtig, daß es ihn amüsieren mochte, am Samstag- oder Sonntagabend, in Bern oder in Zürich, ein zufällig oder absichtlich anwesendes Publikum mit allerlei treffenden, vielleicht auch gelegentlich unzutreffenden Aeußerungen über Sachen oder Personen zu unterhalten.

Also der Ehrgeiz, durch die Politik hochzukommen, war ausgiebig vorhanden und wurde durch den Sinn für das Geordnete und Zweckmäßige in der für die Allgemeinheit vorteilhaftesten Weise ergänzt. Haabs Sache war es überhaupt nicht, zu stümpern; in seiner Direktion oder Abteilung herrschte Ordnung. Wie er selbst pünktlich antrat, so duldete er selbst keine Verkürzung der Arbeitszeit, weder morgens noch abends, und auch nicht in der Mitte; er meinte, seine Angestellten unten und oben hätten „gässe und (sit venia verbo) gsch ...“ zu erscheinen. Im zürcherischen Regierungsrat verwaltete er zuerst die Justiz- und Polizeidirektion. Hier hielt er zwar in der Besorgung des kantonalen Schmerzenskindes, dem Rekurswesen, auf saubere juristische Arbeit, behielt sich aber den Endentscheid stets vor, wie ich selbst erfuhr, als ich einmal eine Rekursentscheidung für ihn vorzubereiten hatte. Später war ihm die Baudirektion anvertraut, deren Leitung ihm wohl mehr zusagte, da ihr Vorstand

Leistungen und nicht nur juristische Entscheide zu bewirken hatte. Er war ein sparsamer Bauherr, er sparte nämlich auch für den Staat, im Gegensatz zu manchem andern, der zum mindesten hinsichtlich der öffentlichen Gelder eine sehr freigebige Hand besaß. Natürlich gehörte Haab auch dem „Vereinli" an, einer nicht de iure, wohl aber de facto bestehenden Organisation innerhalb des Regierungsrates, die auch nicht offiziell im Rathaus, sondern bloß offiziös im nicht weitentfernten Veltlinerkeller tagte und meines Wissens mit dem Wegfall der damaligen Regierungsmitglieder verschwunden ist.

Seine Zugehörigkeit zum zürcherischen Regierungsrate dauerte auch nicht lange. Etwa viereinhalb Jahre später wählte ihn der Bundesrat in die Generaldirektion der Schweizerischen Bundesbahnen. Ob ihm dieser Wechsel in der Atmosphäre gerade in jeder Hinsicht zusagte, möchte ich bezweifeln; es waren wohl mehrere Gründe, die ihn veranlaßten, die Wahl anzunehmen. In ihm steckte eben der Drang, weiter zu kommen, und im Kanton Zürich allein hatte er erreicht, was zu erreichen war. Weiterer Einfluß, ausgedehntere Wirksamkeit war nur im Bunde zu finden, durch Eintritt in die Bundesversammlung oder die Bundesverwaltung mit ihren Möglichkeiten und Aussichten. Zwar fehlte es ihm in jener Zeit nicht an Angeboten, die aber zum Teil zu spät oder zu früh erfolgten; Banken gedachten ihn als Direktor zu gewinnen, und noch vor 1912 war ihm einmal die Stelle des Chefredaktors der Neuen Zürcher Zeitung angetragen worden, die er aus persönlichen Gründen ablehnte. Aber weil die Wege nach Bern, wenn er doch, bis auf weiteres, die Verwaltungskarriere beibehalten wollte, damals verschlossen und die Besoldungsverhältnisse im Kanton eher kärgliche waren und es auch wegen der enormen Zahl von Behörden in der Schweiz mit Notwendigkeit geblieben sind und bleiben werden, oder allenfalls auch, weil andere Möglichkeiten momentan nicht vorhanden zu sein schienen, so entschloß sich der Ungeduldige zur Uebersiedlung nach Bern, und siehe, „es war ihm zum Heil, es riß ihn nach oben", wie er selbst einmal anläßlich eines glücklichen und unerwarteten Avancements eines zürcherischen Finanzgewaltigen zitiert hatte. Diesen Aufstieg hat Haab nun wirklich seinen guten Eigenschaften verdankt, seiner Geschicklichkeit, seiner Klugheit, seinem gewissenhaften Fleiß und vor allem seinem Temperament und seiner Energie.

Freilich, überall und immer wird der stürmische Impetus nicht als Annehmlichkeit empfunden. Wohlbegründeter Unwille, Zorn, Verdruß des regierenden Mannes können sich oft nicht Luft in der Amtsstube allein machen; bei Leuten von starkem Temperament, wie es Haab hatte, verraucht nicht alles, wenn es 6 Uhr geschlagen hat, und wenn der, der in irgendeiner Sache, mit Recht oder auch zu Unrecht, glaubt Ursache zu Unmut zu haben und die Gegnerschaft schwer empfindet, nach Hause zurückkehrt, so kann es passieren, daß sich noch ein nachträgliches Gewitter über die Familie entladet, die ja nicht am eben überstandenen oder ausgetragenen Konflikt, wohl aber an Mann und Vater Teil hat; irgendwo und irgendwie muß es eben heraus. Haabs vortreffliche Frau suchte in echt weiblicher Weise ihm zu helfen und ihm Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, soviel ihr möglich war. Am Verständnis für die politische Wirksamkeit ihres Mannes fehlte es ihr nämlich nicht; sie konnte Bedenken mit Gründen geltend machen, und er pflegte auf sie zu hören. Wenn aus der Berliner Zeit Aufzeichnungen vorhanden sein sollten, so würden sie wohl eher aus ihrer als aus seiner Feder stammen, wären aber deshalb nicht weniger wertvoll.

Doch ich eile den Vorgängen zeitlich voraus. In der fünfköpfigen Generaldirektion waren Haab die juristischen Angelegenheiten anvertraut, die Anlaß zu zahllosen Verhandlungen mit Dritten gaben, die seine Geschicklichkeit in dieser wichtigen und schwierigen Arbeit wesentlich vermehrten. Er lernte natürlich die Organisation der Bundesbahnen gründlich kennen. Ob ihn aber die Tätigkeit als Generaldirektor wirklich befriedigte, halte ich, zurückblickend und die Umstände erwägend, für zweifelhaft. In Bern gibt es noch andere Götter, deren Kredit mehr gilt als der eines Mitgliedes der Generaldirektion der S.B.B. Seine Arbeit erschien ihm vielleicht zu verwaltungsmäßig, ohne das weitreichende politische Ausmaß; er war eben doch Politiker und nicht bloßer Verwaltungsmann. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß er, als der Krieg sich in die Länge zog, Möglichkeiten, mehr zu erreichen, ahnte, und als sich diese Möglichkeiten einstellten, griff er zu. Der Bundesrat sah, daß ihm in Haab ein verwendungsfähiger Mann zur Verfügung stehe und, nachdem er ein paar Aufträge im Auslande zur Zufriedenheit seiner Auftraggeber erfüllt hatte, wählte er ihn zum Gesandten in Berlin,

was etwas Außergewöhnliches war, insofern, als Haab, wenn ich nicht irre, der erste Gesandte war, der weder der Bundesversammlung angehört hatte, noch, wie das jetzt üblich ist, aus der diplomatischen Dunkelkammer des eidgenössischen politischen Departements hervorging. Ich stelle mir vor, die Wahl sei eine sehr glückliche gewesen, und da Haabs Gesandtschaftsberichte aus Berlin sicher interessant sind, so werden sie vielleicht einmal einem weiteren Publikum nicht vorenthalten und hoffentlich nicht erst dann veröffentlicht, wenn das lebendige Interesse daran verschwunden sein wird. Das wichtigste Geschäft in seinem Verkehr mit den Behörden des Deutschen Reiches war wohl das Arrangement des Transportes der russischen Bolschewiki aus der Schweiz über Deutschland und Schweden, wo Haab auch akkreditiert war, nach Rußland. Welcher junge Historiker übernähme eine derartige Publikation nicht mit Vergnügen? Sie fände wohl ebenso viele Leser, als eine Erörterung der Frage, ob die Coniurati des ersten Bundesbriefes mit „Geschworene" oder „Verschworene" zu übersetzen seien.

Als Ende 1917 Forrer, dem die anbrechende Aera Ador nicht zusagte, zurücktrat, wurde Haab in den Bundesrat gewählt. Also war der große Wurf doch gelungen, und Haab beendigte seine öffentliche Tätigkeit nicht als, sagen wir einmal, Generaldirektor der S.B.B., sondern als Mitglied des Bundesrates und als Bundespräsident. Mehr kann der Schweizer nicht erwarten; ergibt sich noch anderes dazu, so hängt es von der Mitgliedschaft zum Bundesrat ab. Zweifellos hat zu dem raschen und ungewöhnlichen Avancement der Krieg beigetragen; es ist wohl die Position in Berlin und die Art und Weise, wie er sie ausfüllte, gewesen, die ihn in Sicht stellte, so daß sich bei der Wahl die Mehrheit der Bundesversammlung ihm zuneigte. Den Ausschlag gab aber doch seine Persönlichkeit selbst, seine Klugheit, seine Energie und vor allem sein Temperament, das er nach außen zu zügeln gelernt hatte und das nach meiner Meinung den Urquell seiner Kraft und seines Ansehens nach außen bildete. Haab erhielt im Bundesrat das Post- und Eisenbahndepartement zugeteilt. Er wurde dessen und der S.B.B. Reorganisator, wenn auch nicht alles so eingerichtet wurde, wie er es für zweckmäßig hielt. Die Schweiz leidet, wie ich wiederholen möchte, übrigens von Alters her, an einem Ueberfluß von Behörden; auch wenn an der Spitze einer Organisation ein ein-

und umsichtiger Mann steht, so muß doch noch dafür gesorgt sein, daß das unbedeutendste Interesse seinen besonderen Vertreter besitzt. Besonders für die Wahrnehmung lokaler und regionaler Interessen, sie mögen noch so kleinlich und geringfügig sein, besitzt der Schweizer eine wahre Leidenschaft. Haben derartige Dinge, mehr Belanglosigkeiten als Belange, auch keine Aussichten auf Berücksichtigung, so muß doch die Möglichkeit bestehen, über sie zu schwatzen, ut aliquid fieri videatur. Haab beseitigte die bloßen Ueberflüssigkeiten und suchte nach einer tunlichst einfachen Organisation für das ganze doch wohl kaum 2000 Kilometer umfassende Netz der S.B.B. Am liebsten wäre ihm eine einzige Direktion in Bern gewesen, er verzichtete aber auf dieses Projekt, als die französische Schweiz Widerstand erhob, nicht weil er diesen Widerstand als sachlich begründet ansah, sondern weil seit dem Ausgang des Krieges sich die Formel von den besonders zu berücksichtigenden Minderheiten geltend machte, und er glaubte, dagegen in der Bundesversammlung nicht aufzukommen. Immerhin war die neue Organisation gegenüber der alten wesentlich vereinfacht und sie sagte ihrem Urheber auch sonst zu; als ich ihn einmal auf seinem Büro aufsuchte und sogleich sagte, ich werde ihn nur wenige Minuten stören, antwortete er, ich könne auch eine Stunde bleiben, er habe sein Departement jetzt so eingerichtet, daß er sich das erlauben dürfe. Weil aber Haab nicht bloß Verwaltungs-, sondern auch Regierungsmann war, so nahm er sich auch anderer, außerhalb seines Departements liegender Angelegenheiten des Bundes an, und ich glaube es aufs Wort, daß er etwa, wie alt Bundesrat Häberlin in seiner Abdankungsrede sagte, seinen Kollegen vorhielt, sie seien zu gutmütig, auch in der Bedeutung, wie sie Häberlin durchblicken läßt. Hatte aber der Bundesrat entschieden, so hielt sich Haab, wie ich mir denke, genau an die ausgegebene Parole; nach seiner Meinung mußte eine Regierung, auf jeden Fall aber der schweizerische Bundesrat, nach außen einheitlich auftreten. Hierin hat er vielleicht recht; andere Leute wunderte es eher, daß nicht häufiger, wenn die Meinungen im Bundesrat auseinandergehen, von der Möglichkeit des Rücktrittes Gebrauch gemacht wird; natürlich nur in prinzipiellen Fragen von entscheidender Bedeutung. Brauch ist dies nicht, aber der Rücktritt könnte in der wohl stets folgenden Volksabstimmung richtungweisend sein.

Wohl der für die gesamte schweizerische Politik wichtigste bundesrätliche Entscheid, an dem Haab teilnahm, war der zugunsten des Beitrittes der Schweiz zum Völkerbund. Ob sich im Bundesrat eine Mehrheit dafür und eine Minderheit dagegen gebildet hatte, weiß ich nicht; ich halte es für sehr wenig wahrscheinlich. Aber Haab hat sich bei seinem Votum für den Beitritt zweifellos von allen Illusionen und aller Begeisterung freigehalten. Begeisterung zu markieren, war überhaupt nicht seine Sache, am allerwenigsten in einer so zweifelhaften Angelegenheit, bei der wir kräftiglich die Geschobenen waren. Dies war wenigstens in der deutschen Schweiz das allgemeine Gefühl; die Mehrzahl der Beitrittsvotanten argumentierte sehr einfach: Es nützt nichts, wir müssen. Die deutsche Schweiz verwarf; aber wie kommt es, daß sich von dieser Stimmung im Bundesrat nichts abgezeichnet hatte, daß die deutsche Schweiz gewissermaßen im Stiche gelassen war, im Gegensatz zur französischen Schweiz, wo Führer und Volk in allen entscheidenden Sachen ein Herz und eine Seele waren und sind? Darüber werden wir wohl kaum so bald Auskunft erhalten; die Sachen, von denen man wünscht, daß sie nicht auskommen, werden bei uns wirklich totgeschwiegen, und unsere Historiker sind nicht neugierig; einst wird der Tag kommen, da sich die Archive öffnen. In der Schweiz können freilich Jahrzehnte vergehen, während welchen nicht viel passiert, und beamtete oder auch nicht beamtete politische Führer kaum großen Anlaß hätten, ihre Denkwürdigkeiten herauszugeben. Da aber doch ungefähr alle hundert Jahre die politischen Zustände in Europa wechseln und wir, entgegen der heutigen öffentlichen Meinung, davon ebenfalls berührt werden, so wäre doch nicht bloß interessant, sondern sehr wünschenswert und vielleicht sogar nützlich, wenn wir über unsere Interna von denen, die sie verstehen und selber daran beteiligt sind oder waren, unterrichtet würden. Vermutlich hat auch Haab sich über das Hin und Her der schweizerischen Politik nicht handschriftlich ausgesprochen, und das können wir nur bedauern. Den Niedergang des Völkerbundes nahm er hin, ohne Zähren zu vergießen, aber er machte darüber auch keine abschätzigen Bemerkungen und mit Recht, denn ganz untergehen wird er kaum, er wird sich bloß eine Reduktion gefallen lassen und auf sein künftiges natürliches Wachstum beschränken und vor allem seine Natur als politisches Zwangsinstitut ablegen müssen.

Wenn nicht, so wird Europa in Zukunft noch ganz anders geschüttelt werden, als dies seit bald dreißig Jahren der Fall ist.

Mit seinem Volke war Haab zufrieden; gegenüber seinen Regierungen empfand er es als lang- und gutmütig, als gehorsam und unkritisch, worin er mir recht zu haben scheint, sobald man das landläufige Schimpfen und Zetern nicht ernst nimmt und nicht mit einer ernsthaften Kritik verwechselt. Ich glaube hinzufügen zu dürfen: Besonders der Deutschschweizer ist, je länger um so mehr, von einer hohen Bewunderung seiner selbst erfaßt; das Wesentliche seiner selbstgegebenen politischen Verfassung hält er für unabänderlich, genau wie sie vor 150 Jahren der damalige Schweizer für unabänderlich hielt, und heute wie damals notiert er es mit großer Zufriedenheit, wenn er und seine Institutionen, oft zu recht durchsichtigen Zwecken, von Ausländern gelobt werden, daß sich die Balken biegen. Daß auch seine Einrichtungen zeitbedingt sind, gar, daß sie noch vor nicht viel länger als hundert Jahren zum guten Teil ganz anders aussahen, als sie sich im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts herausgebildet haben, diese Vorstellung ist ihm fremd. Solches mag anderwärts vorgekommen sein, aber nicht in der Schweiz; allenfalls sagt er sich noch, freilich sei es früher anders gewesen, aber wir hätten schon vor siebenzig und hundert Jahren den denkbar höchsten Gipfel politischer Einrichtungen erklommen, und ein Heruntersteigen sei nicht denkbar. Freilich wird sich dies als Irrtum erweisen; ich kann mir auch kaum vorstellen, daß Haab über alles dieses fadenscheinige Getue anders als skeptisch dachte, und ich weiß, daß seine Privatansichten nicht selten von denen der öffentlichen Meinung abwichen. Aus dem Verwaltungsrat der N.Z.Z. trat er etwa anderthalb Jahre vor seinem Tode aus, weil er fand, dieser Verwaltungsrat habe ja gar nichts zu sagen. Ueberhaupt hat er in diesem Kapitel allerlei Aussprüche getan, die eine differentielle Auffassung der zürcherischen öffentlichen Meinung erkennen ließ. Jedenfalls wollte er nicht deren bloßer Hampelmann sein.

Nach so vielen rühmenswerten Taten und Begebnissen ist nun aber vielleicht doch ein ganz kurzer kritischer Hinweis erlaubt, der zwar höchst altmodisch anmutet, aber im Zusammenhang steht mit einer heute recht verbreiteten Uebung. Daß unsere National- und Ständeräte, kaum sind sie in die Bundesversammlung geschlüpft, zu einem guten Teile alsbald von den

Großaktiengesellschaften eingefangen und aufgespießt werden wie Käfer, das ist, wie sich die Dinge seit vierzig oder fünfzig Jahren entwickelten, verständlich; daß sich aber dieser Usus nun, neben den Herren Oberstkorpskommandanten, auch noch auf die ehemaligen Mitglieder des Bundesrates erstreckt, ist zwar nicht undemokratisch und üblich geworden, widerspricht aber doch alten republikanischen Sitten oder scheint mir, ihnen zu widersprechen.

Wenn ich mir zusammenfassend Haabs Wesen und Leben überlege, so zeugte es von scharfem Verstand, Schlagfertigkeit und raschem Entschluß, von Mut und Temperament; es war aber, wie ich schon betonte, diese letzte Eigenschaft, die ihm den Erfolg seiner Laufbahn verschaffte. Aber dieses Temperament war nicht ein europäisches, nicht einmal ein allgemein schweizerisches oder deutschschweizerisches, sondern es war das spezielle Temperament des zürcherischen Seebuben. Der zürcherische Seebub, also der alteingesessene Bewohner der beiden Ufer des Zürichsees, soweit sie dem Kanton Zürich angehören, ist nämlich ein Typus für sich, und wenn die Poeten und Sänger achtlos an ihm vorbeigeschritten sind, so ist das deren Fehler. C. F. Meyer erwähnt sie mit ein paar Bemerkungen im „Jürg Jenatsch", und der „Schuß von der Kanzel" hat die Seebubengegend zum Hintergrund. Aber Gottfried Keller scheint ihn gar nicht gekannt zu haben, sein Blick war mehr nach dem Unterland gerichtet und zuletzt nach dem Oberland, aus dem nach der Meinung vieler die tüchtigsten zürcherischen Geschäftsleute herstammen, und einen Beschreiber wie Jeremias Gotthelf hat der Seebub schon gar nicht gefunden. Das ist sehr schade und vielleicht auch nicht mehr reparierbar; die Seebevölkerung besteht heute eben nicht mehr so aus einem Guß und ist nicht mehr so bodenständig wie vor hundert oder auch nur fünfzig Jahren; sie ist schon ziemlich denaturiert. Leider bin ich nicht imstande, zu singen und preisen den braven Mann, aber ich kann doch einige seiner guten Seiten hervorheben. Sie waren keck, frisch, gut gelaunt, munter, gescheit und mit Witz begabt, nicht auf den Mund gefallen, ein bißchen vorwitzig, gelegentlich etwas durstig, unter Umständen recht respektlos, aber nicht eigentlich frech oder gewalttätig, nicht brutal, zwar nicht gerade zartfühlend, aber auch nicht grob, sondern bloß „groblächt", doch auch dies in einem freundschaftlich gemilderten Sinne. Dies war von un-

gefähr die Unterlage, aus der sich Haab zur Persönlichkeit und zum Staatsmann entwickelte. Zweifellos besaßen und besitzen die Seebuben noch andere treffliche Eigenschaften; falls es an einem oder an beiden Ufern noch Seebuben, wie sie vor ungefähr hundert Jahren geboren wurden, gibt, so ersteht vielleicht auch noch der Poet, der nachholt, was bisher leider unterlassen wurde. Alle zusammen sind schon soviel wert, wie die an den Ufern des Zürichsees heute andauernd besungene Marie Antoinette, Königin von Frankreich. Das bleibt übrigens, was Haab anbelangt, einigermaßen gleichgültig; was er gewesen ist, kann man ihm nicht nehmen, und seiner gedenken wird man an den Ufern des Zürichsees mit oder ohne Poeten.

---